

wirklich reformiert. Einziger Schwachpunkt dieses empfehlenswerten Buches ist die Übersetzung. Sie verrät an vielen Stellen mangelnde Vertrautheit mit der kirchlich-theologischen Fachsprache. So werden aus Kanonisten „Kanoniker“, ist von „säkularen Institutionen“ statt von Säkularinstituten und sogar von „klerischer“ statt von klerikaler Kleidung die Rede. Vielleicht erlaubt eine zweite Auflage die erforderlichen Nachbesserungen. *U. R.*

---

HERMANN LÜBBE, *Modernisierung und Folgelasten. Trends kultureller und politischer Evolution*, Verlag Springer, Berlin – Heidelberg, 1997. 414 S. 58,- DM.

„Wer in den Startlöchern seines guten Willens hockt, braucht Zielvorhaben pragmatischer Art“ (262). Hermann Lübke ist kein Denker, der die Notwendigkeit von Utopien beschwört. Der emeritierte Zürcher Philosophieprofessor konfrontiert die praktische Vernunft mit der Realität alltäglichen Handelns, zwingt der politischen Theorie ein kleinschrittiges Vorgehen auf und scheut auch nicht davor zurück, eine Lanze für die Sekundärtugenden Fleiß und Ordnung, Disziplin und Pünktlichkeit zu brechen. Als Pragmatiker, der sich wie wenige seiner Fachkollegen den aktuellen gesellschaftlichen Fragestellungen philosophisch nähert, war er denn auch stets ein gefragter Ratgeber – ob in der Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages zu den „Gefahren von AIDS“ oder in den Gründungsausschüssen deutscher Hochschulen. Jetzt hat Lübke einen Band mit Aufsätzen, Vorträgen und Interviews aus den neunziger Jahren vorgelegt, die die breite Palette seiner Interessen widerspiegeln. Cantus firmus sind seine Thesen zur in der beschleunigten Spätmoderne zunehmenden Vernetzung von Waren- und Informationsströmen. Mit Blick auf den „real existent gewordenen Sozialismus“ sieht Lübke das Ende der Zentralverwaltungen gekommen, hingegen hätten die Regionen an Bedeutung gewonnen. In einer Zeit, in der

selbst chronologisch Nahes historisch weit wegrückt, würden die Metropolen – denkmalpflegerisch herausgeputzte Freilichtmuseen für Städtetouristen – nur noch eine identitätsstiftende Funktion ausüben. Auch verteidigt Lübke seine Thesen zur Bedeutung der Religion als „Kontingenzbewältigungspraxis“ gegen deren Kritiker. Auf der einen Seite sei die Religion mehr als Moral; auf der anderen Seite dürfe man den Reichtum religiösen Lebens nicht gegen die Dürftigkeit seiner konzeptuellen Kennzeichnung ausspielen. Wie ein Gesangbuch kein Werk der Religionstheorie sei, mache die Beschäftigung mit letzterer noch nicht mit der Wirklichkeit des religiösen Lebens in seiner Fülle bekannt. Lübkes Beiträge, die er in der Regel an anderer Stelle bereits veröffentlicht hatte, geraten aufgrund der vielfach selbstkreierten Wortungetüme („netzverdichtungsabhängig“) zuweilen ein wenig schwerfällig und technokratisch, als Diagnose „dominanter Trends in der Entwicklung unserer Zivilisation“ (IX) aber sind sie sehr luzide. *S. O.*

---

GERHARD LOHFINK, *Braucht Gott die Kirche? Zur Theologie des Volkes Gottes*. Verlag Herder, Freiburg – Basel – Wien 1998. 432 S. 39,80 DM.

Ein wissenschaftlich anspruchsvolles, gut lesbares Buch, das zugleich als eine Art „Apologia pro vita sua“, konkret für das Engagement des Verfassers in der Münchner Integrierten Gemeinde, dienen soll – dies alles ebenso fundiert wie gekonnt vorzulegen, zeugt für die bleibende Meisterschaft dieses anerkannten katholischen Exegeten. Von der Konkretheit einer konsequent heilsgeschichtlichen Betrachtung der christlichen Botschaft und Wirklichkeit, angefangen bei der Schöpfungstat Gottes über die verwickelte Geschichte des auserwählten Volkes bis hin zur eindringlichen Darstellung der Jesus-Geschichte und deren geschichtlicher Fortführung in der Gemeinschaft der Kirche, zeugen die Darlegungen dieses spannend geschriebenen Buches. Wo Evolution als Grundmo-

ment des Schöpfungsgeschehens begriffen wird, sind Geschichte, Versagen und befreiender Neubeginn nicht fern. Der „rote Faden“ in der Geschichte dieses Gottesvolkes bleibt die ständig erneuerte Führung Gottes. Fragt man auf diesem Hintergrund nach dem „Neuen“ im Neuen Testament, so ist dies nicht Jesus allein, sondern dieser mit den Zwölfen, mit seinen Jüngern. Im Abendmahls- und Todesgeschehen Jesu gründet die Kirche: Ihr Auftrag bleibt der beständige Exodus aus der von einem „neuen Heidentum“ (268 u. ö.) geprägten Gesellschaft und die (freilich differenziert verstandene) „Rückkehr“ zu neutestamentlich verfaßten Gemeinden. Konkret wird Kirche als Versammlung bestimmt, was weit über die liturgisch-eucharistische Versammlung hinausgreift und eine gesellschaftlich greifbare Größe meint, in der Gott handelt. Eine überaus scharfe Absage an jegliche Gestalt von „Religion“, eine harsche Kritik an der nachkonstantinischen Entwicklung der (Volks-)Kirche sowie das klar favorisierte Kirchenverständnis der Integrierten Gemeinde als alleinige Entsprechung zum biblischen Zeugnis bestimmen diese Studie. Ob hier nur frühere „Verfallstheorien“ wiederholt werden, ob die rein negativ-kontrastive Wahrnehmung jedweder Art von „Religion“ im unvermittelten Gegenüber zum Glauben das letzte Wort sein kann, ob die Darlegungen tatsächlich exegetisch und theologisch stimmig, ob sie prophetisch sogar revolutionär sind, ob allein das hier vorgestellte Bild von Kirche wahrhaft „christlich“ ist: All das sollte in engagierter Auseinandersetzung mit diesem bewußt provozierenden Buch eindringlich diskutiert werden. Das wird nicht leicht sein, da Lohfink damit ein ganz persönliches Bekenntnis und Plädoyer verbunden hat und jede (wissenschaftliche) Kritik unweigerlich ein (persönliches) Lebensgefüge trifft. Insofern bildet das biographisch-konfessorische Kapitel „Wie es mir mit der Kirche gegangen ist“ wohl das eigentliche Problem beim kritischen Umgang mit diesem durchaus respektablen Werk. *A. S.*